

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 35.

Redigirt von C. v. Bodum-Dolffs, prakt. Thierarzt in Wiesbaden.

Wiesbaden, den 16. September 1897.

IV. Jahrgang

Auf welche Weise

können ungünstige Bodenarten für den Obstbau vorthellhaft verbessert werden und wie muß ein guter Obstbaum beschaffen sein?

Beim Pflanzen eines Obstbaumes müssen wir zunächst den Erfahrungssatz festhalten, daß jede Obstart, wie sie auch heiße, mehr oder weniger einen von Natur kräftigen, an mineralischen Nährstoffen reichen, nicht aber durch künstliche Düngung mit organischen Stoffen übersättigten Boden zu ihrem vollkommenen Gedeihen voraussetzt. Ein sandiger, Lehm-, Thon- oder Kalkboden entspricht diesen Bedingungen am besten, indem er einerseits an dem dem Obstbaume zuträglichsten Stoffe reich genug, andererseits aber auch durch das Vorhandensein von Sand nicht so bündig und streng ist, daß er den Wurzeln die notwendige Einwirkung der atmosphärischen Luft entzieht, oder sich durch zu großen Feuchtigkeitsgehalt beeinträchtigen könnte. Nicht immer steht uns eine so günstige Zusammensetzung des Bodens beim Pflanzen der Obstbäume zur Verfügung und wollen wir hier drei Bodenarten betrachten, welche uns am häufigsten hinderlich entgegen treten.

Diese sind der reine Thonboden, der steinige Kalk- und der nahrunglose Sandboden.

Der reine Thonboden ist dem Obstbaume geradezu schädlich, deshalb, weil er mehr wie jeder andere schwere Boden die einmal aufgenommene Masse festhält und hierdurch auch zu kalt wird. Kälte und Nässe schaden aber dem Obstbaume und rufen Fäulnis der Wurzeln, Krebs und andere Krankheiten hervor. Bei anhaltender Hitze und austrocknenden Winden trocknet der Thonboden infolge seiner zu großen Bindigkeit nur ungleichmäßig ab, hierdurch entstehen Risse, welche häufig die nahe an der Oberfläche liegenden zarten Saugwurzeln zerreißen; endlich aber verhindert der Thonboden auch die notwendige Einwirkung der atmosphärischen Luft auf die Wurzeln und somit die günstige Entwicklung dieser selbst. Es ist deshalb notwendig, in einem solchen Boden nur die Frühjahrspflanzungen anzuwenden, indem durch das bedeutende Absorptionsvermögen desselben übermäßige Feuchtigkeit während des Winters aufgenommen, hierdurch zu große Kälte erzeugt und durch diese das Erfrieren der Wurzeln bei der Herbstpflanzung, wie durch jene das Faulen derselben verursacht wird; die Pflanzengruben müssen jedoch zeitig im Herbst und zwar mindestens 1 Meter tief und weit ausgeworfen werden. Die neben der Grube ausgeworfene Erde wird durch die Winterfeuchtigkeit, den Frost und die Luft ihrer Bindigkeit zum Theil beraubt und hierdurch schon weniger nachtheilig; doch ist es gut, oft sogar notwendig, einen solchen Boden durch Zusatz von Sand und Kalk zu verbessern, wodurch er dann, wenn nicht auch der Untergrund ganz undurchlässig ist, sich für unsern Zweck vortrefflich eignet.

Während feuchte Kalkböden dem Obstbau im Allgemeinen sehr dienlich sind, werden sie da, wo sie in Folge eines zu stark durchlässigen Untergrundes die Feuchtigkeit sofort wieder verlieren, mitunter so steril, daß auf ihnen nicht einmal eine kümmerliche Grasvegetation sich dauernd erhalten, geschweige denn ein Obstbaum genügend Nahrung finden kann. Ist nun ein solcher Boden, wie dies sehr häufig vorkommt, auch noch sehr steinig, so sind vor allem beim Auswerfen der Pflanzgruben diese Steine, da sie das Eindringen der Wurzeln zur Seite und in die Tiefe verhindern, sorgfältig zu beseitigen, die Gruben so tief wie nur irgend möglich auszuwerfen und die vorhandene Erde durch einen starken Zusatz von Thon zu verbessern, wodurch sie sandiger wird, die Feuchtigkeit länger hält und auch einen genügenden Vorrath an mineralischen Nährstoffen in sich aufnimmt.

Ähnlich wie beim Kalkboden verhält es sich auch beim Sand; doch finden wir häufig unter einem nahrunglosen Sandboden einen Lehmuntergrund und in diesem ein passendes Mittel, durch tiefes Rigolen den Sandboden ohne großen Kostenaufwand genügend zu melioriren, auch durch Beimischung von Straßenebrichtkompost kann man sterilen Sandboden für Obstbaumpflanzungen geeignet machen. Wo jedoch ebenfalls sehr durchlässiger Untergrund alle Feuchtigkeit absorbiert, müssen wir wiederum durch Beimischung von Thon dem Boden den notwendigen Gehalt an Nährstoffen verschaffen.

In sehr nassen Tagen empfiehlt sich bei schweren und wenig durchlässigen Bodenarten auch die Hügelpflanzung, welche in der Weise ausgeführt wird, daß man ebenfalls, wenn auch nicht so tief — eine Pflanzgrube auswirft, um die untere Erde zur Aufnahme der Feuchtigkeit genügend locker zu machen, dabei auch den Boden, wie bereits angedeutet, verbessert, jedoch den Wurzelballen des zu pflanzenden Baumes erst, nachdem die Grube vollständig zugeworfen wurde, oben auf die Baumscheibe aufsetzt und mit guter Erde ausfüllt, umgibt und bedeckt, sodas ein Hügel entsteht, der mindestens 1 Meter Durchmesser hat und 40—50 Ctm. über der Erde erhaben ist. Hierdurch werden die schädlichen Einflüsse zu großer Feuchtigkeit beseitigt. Selbstredend muß ein starker Pfahl in der Sohle der vorher ausgeworfenen Pflanzgrube eingeschlagen und der Baum nach dem Pflanzen an diesen so angebunden werden, daß ein Entwurzeln desselben durch den Wind unmöglich ist.

Bei aller Bemühung um einen guten Boden und einer richtigen Pflanzung werden wir keine großen Erfolge erzielen, wenn wir nicht auch den zu pflanzenden „Obstbaum“ ins Auge fassen. Früher huldigte man dem Grundsatz, der junge Obstbaum müsse auf recht magerem, geringwerthigem Boden wachsen, damit er später auf jedem Boden gedeihe, und in recht rauher stürmischer Lage, damit er Wind und Wetter ertragen lerne und nicht später von starken Winterfrösten und glühender Sonnenhitze geschädigt werde. Die Erfolge aber, welche man mit derartigen Bäumen erreichte, waren sehr traurige. Die Bäume wurden, ehe sie stark genug zum Verpflanzen waren, in der Baumschule 10—15 Jahre alt, ihr Wuchs war ein krüppelhafter, ihre Wurzeln so ungenügend entwickelt, daß sie später selbst aus dem besten Boden nicht genügende Nahrung aufnehmen konnten, und so steht man jetzt ein, daß solche Bäume nicht die Arbeit des Pflanzers werth sind. Manche behaupten, das Düngen in der Baumschule sei gefährlich, denn dadurch erhielten die Stämme ein schwammiges, weiches Holz und würden leicht erfrieren. Diese Ansicht ist ebenfalls falsch. Wie jede andere Pflanze, ist der junge Obstbaum in seiner frühesten Lebenszeit viel empfindlicher gegen ungünstige Witterungseinflüsse als in späterer. Wenn nun das Düngen der Obstbäume in der Baumschule wirklich schädlich wäre, wenn also gedüngte Bäume eher erfrieren sollten, so würden sie schon in der frühesten Jugend, also in der Baumschule selbst erfrieren.

Beim Ankauf junger Obstbäume möchte ich nur auf einige Punkte aufmerksam machen: 1) Kaufe Deine Obstbäume ja nicht von herumziehenden Händlern, sondern wende Dich an gute Baumschulen, oder ziehe selber, dann kennst Du auch die Sorten, die für das Klima und den Boden des betreffenden Ortes sich eignen. 2) Von zwei gleich starken und gleich großen Bäumchen, ist stets das jüngste das beste, es wächst am leichtesten an, bleibt am gesunden, wird am frühesten fruchtbar und giebt gewöhnlich auch die meisten und besten Früchte. 3) Ein guter junger Obstbaum darf nach dem Veredeln höchstens 4 Jahre lang in der Baumschule stehen. 4) Sein Stamm soll sich nach oben etwas verjüngen und gerade sein, auch soll er eine glatte, saubere Rinde haben. 5) Die Wurzeln sollen genügend entwickelt sein, d. h. es müssen eine Anzahl Hauptwurzeln, welche mit recht vielen Nebenwurzeln versehen sind, vorhanden sein; die Krone soll aus einem Mittelast und 4—5 Seitenästen bestehen, und schließlich sehe man darauf, daß er mit einer guten Obstsorte veredelt sei, welche bald und reichlich trägt und gut verwendbare Früchte giebt. Die Pflanzzeit der Obstbäume kann nach den Erfahrungen unserer bedeutendsten Obstbaumzüchter von Oktober bis April bei günstiger Witterung vorgenommen werden.

Obstbaum pflanzen, Bäume setzen, Bringet Segen und Ergötzen.

Allerlei Praktisches.

— Allerlei aus dem Heilschatz. In der letzten Zeit werden so viele Arzneimittel für alle möglichen Krankheiten unserer Hausthiere mit großer Reclame angepriesen, so daß man sowohl bezüglich des Ankaufs besonders aber auch der Verwendung recht vorsichtig sein muß, bevor man als Landwirth selbst auf eigene Faust damit experimentirt. Man kann nun sagen,

daß je mehr Arzneimittel gegen eine bestimmte Krankheit angepriesen werden, je geringer der Heileffect ist. Eine sehr böse Krankheit ist nun beispielsweise bei unseren Kälbern der „Durchfall“. Dieser hat seine verschiedensten Ursachen, die in jedem Falle festgestellt und dann individuell behandelt werden sollen. So rationell ein solches Verfahren ist, geht es aber beim besten Willen nicht immer, sondern man greift zuerst zu einem bekannten, sich in sehr vielen Fällen ungemein bewährt habenden Mittel, und da stehen oben an die „Thüringer Pilsen“ wie „Anticholerin“ ein Mittel, welches von der Neuen Apotheke zu Aschersleben Herrn M. Biering in den Handel gebracht worden ist und sich dort ohne Zuthun, von selbst, dank seiner Wirkung so eingeführt hat, daß es in keiner Viehwirtschaft fehle. Diese Arznei ist so präparirt, daß sie sich jahrelang wirkungsvoll erhält, dabei billig und leicht anwendbar. Man gibt den Kälbern 10—15 Tropfen stündlich, so lange der Durchfall anhält. Hier gemachte Versuche bestätigen die Heilkraft, wir werden aber nach größerer Versuchreihe auf die Wirkung des Anticholerin zurückkommen. — Ein weiteres Mittel, welches sich bis jetzt in landwirthschaftlichen Kreisen geräuschlos aber sicher eingeführt hat und von dem man annehmen kann, daß es sich weitere Kreise erobern wird, ist „Little's Flüssigkeit“ (Phenyle) von Henry Des Arts, Hamburg. Es wird nach Gutachten von Ärzten und Thierärzten als ein äußerst wirksames antiseptisches und Desinfectionsmittel überall dort empfohlen, wo Wohnungen, Kasernen, Krankenhäuser, Stallungen von schlechter ungesunder Luft befreit werden sollen und eine reine gesunde Atmosphäre nöthig ist. Es hat den Vortheil, daß es schon in einer Verdünnung 1 Theil auf 1000 Theile Wasser die gewünschte Wirkung erzielt. Es wird angewandt in der Human- wie in der veterinären Medizin als Inhalationsmittel bei verschiedenen Krankheiten. Besonders bekannt und eingeführt hat es sich durch seine Erfolge bei der Schafräude, bei Maul- und Klauenseuche, bei allen Wunden u. s. w. Es ist den Landwirthen ferner zu empfehlen als Schutz des Saatkorns gegen Vögel, Schnecken u. s. w. Für diesen Fall nehme man eine Mischung von 50 Theilen weichen Wassers mit 1 Theil dieser Flüssigkeit und gieße sie auf das Korn, bis dasselbe ganz gesättigt ist. Man erstickt aus diesen kurzen Andeutungen, daß der Nutzen der „Little's Flüssigkeit“ uns einseitiger ist und da sein Preis ein geringer, 125 Gr. 60 Pfg., 3/4 Liter 5 Mk., so dürfte sich dieses Mittel auch bald hier eingebürgert haben. Wir werden auch diesem Mittel unsere Aufmerksamkeit zuwenden, Versuche anstellen und zu geeigneter Zeit öffentlich berichten.

Der Straßenaubraum eignet sich vorzüglich zur Bereitung von Dünger, namentlich von Compost für Wiesen und giebt in der That die günstigsten Resultate, besonders dann, wenn man ihm noch etwas Holzasche zusetzt. Versuche damit würden beweisen, welcher wichtiger Dungstoff damit dem Landwirth werden könnte, ohne ihm Ausgaben zu verursachen.

Schutzmittel gegen Schweinerotlauf

Vervollkommnetes Porcosan. Goldene Medaille: Herstellungsvorjahr, Prag, Mai 1897.

Vorzüge: Erreichung vollständiger Immunität bei nur einmaliger Impfung. Desinfection der Ställe und Trennung der geimpften Thiere von ungeimpften unnöthig. Gebrauchsanweisung, Prospekte und Gutachten gratis und franco erhältlich. 639b

Farbwerk Friedrichsfeld, Dr. Paul Remy, Mannheim.

C. Brockmann's
weltberühmter phosphorsaurer

Futter-Kalk

unentbehrlich für jeden Viehstall, sowie für kalkarmen Boden. Enthält 35 pCt. durch die Magensäure leicht verdauliche Phosphorsäure. Garantirt chlor- und arsenfrei.

Zubeziehen durch General-Dépot für Nassau und Hessen Drogerie Rothes Kreuz, Wiesbaden 3 (Inhaber Apotheker Kocks).



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum

„Wiesbadener General-Anzeiger.“



Nr. 37.

Wiesbaden, den 16. September 1897.

II. Jahrgang.

Die Wittgift meiner Frau.

Eine Ehehumoreske von Carl Murai.

(Nachdruck verboten.)

Das Mädchen, das ich auf dem geschlossenen Kränzchen der Restaurateure kennen und lieben gelernt hatte, war sehr hübsch und nett. Und wenn ich Maler wäre und meinen Geschmack in Form eines Mädchens auf die Leinwand zaubern würde, müßte dieses Porträt in jeder Beziehung ihr ähnlich sehen, die ich auf dem geschlossenen Kränzchen der Restaurateure kennen und lieben gelernt hatte. Ihr Vater bemerkte meine Schwärmerei und meine Absichten, er war sehr lebenswürdig und forderte mich in warmen Worten auf, aus seinem Glase zu trinken. Auch ihre Mutter verfuhr sehr freundlich mit mir, sie erklärte feierlich, daß ich zu jenen braven und wackeren jungen Männern gehöre, denen selbst die besorgtesten Mütter ihre Kinder anvertrauen können. Natürlich meinte sie damit die heirathsfähigen Kinder.

Nach der Unterhaltung begleitete ich sie in ihre Wirthsstube, ich consumirte dort einen Cognac, der meinen Magen in Ordnung brachte, doch an der Gluth meines Herzens nichts änderte. Die Liebe, welche sie Nachts in mir erweckt hatte, versprach eine dauernde und ewige zu werden. Und nachdem die Liebe solchen Calibers war, fragte ich nach einer gewissen Zeit ihren Vater, für welche Art von Stammgast er mich halte? Ob für einen, der ein Recht darauf besitzt, außer den Wirthshausartikeln auch um die Hand des Fräuleins zu bitten.

Nachdem mir eine bejahende Antwort zu Theil geworden, hielt ich bald um die Hand des Fräuleins an, das sich zu mir hingezogen fühlte, und dem ich entschieden gefiel.

Nach Erledigung des seelischen Theils dieser Sache wurden auch die materiellen Fragen aufgeworfen und so war ich bald im Klaren darüber, woraus die Wittgift meiner Frau bestehen würde. Mein zukünftiger Schwiegervater sagte ungefähr folgendes zu mir:

Was ich an Vermögen besitze, das steckt im Geschäft, das Geschäft aber verlangt es, daß nichts demselben entnommen wird und so kann ich Ihnen kein baares Geld geben. Damit Sie aber anständig leben können, ja sogar etwas erübrigen, habe ich mir folgendes ausgedacht. Mittagmahl und Nachtmahl erhalten Sie umsonst. Sie können aus der Speisekarte wählen, was Ihnen beliebt, natürlich nur von den Speisen bis zu sechzig Kreuzer.

Wein oder Bier steht Ihnen zur Verfügung, aber die Brote müssen Sie bezahlen, denn das gehört dem Zahlkellner. Das bitte, ist der erstere und kleinere Theil, das wichtigere folgt jetzt. Die Hauptwittgift besteht aus drei Tischen. Aus jenen drei Tischen, welche in der rechten Ecke des Gasthauses stehen. Der Erlös dessen, was auf diesen Tischen von den Gästen verzehrt wird, gehört Ihnen, natürlich die Trinkgelder abgerechnet. Damit Sie aber keinerlei Befürchtungen hegen, ertheile ich Ihnen den Titel eines Ehren-Geschäftsführers. Das berechtigt Sie, im Speisesaal Verfügungen zu treffen sowie auch den Zahlkellner zu überwachen. Ich glaube, diese drei Tische werden täglich so viele Gäste haben, daß Sie eine Einnahme von fünf bis sechs Gulden erzielen dürften.

Ich hielt Local-Augenschein und constatirte, daß jene drei runden Tische auf sehr gutem Plaze stehen. Der Ofen ist weder nahe noch weit und die Ecke ist eine sehr freundliche Ecke, die jeder Gast sich aussuchen wird. So hoffte ich, daß diese Tische ein Einkommen von zehn bis fünfzehn Gulden ergeben werden, nota bene wenn ich mich dreinlege.

Die Verlobung und Trauung fand bald darauf statt und als glücklich Verliebter kümmerte ich mich wenig um die Wittgift meiner Frau. Ich kümmerte mich mehr um die Frau, als um die Wittgift. Und erst in der Mitte des zweiten Monats fiel mir ein, nach dem Ertragnisse der Tische zu fragen. Mein Schwiegervater hatte die Tagesrechnungen des Zahlkellners schon bei sich. Als ich die Endsumme sah, fühlte ich mich bitter enttäuscht, denn das Ertragniß der drei Tische während drei Monaten betrug kaum sechzehn Gulden.

Mein Schwiegervater bebauerte, aber — so bemerkte er — gegen den Geschmack der Menschen kann man nichts thun. Die Gäste wollen sich überhaupt nicht zu jenen drei Tischen setzen. Sie gehen lieber fort, als sich dorthin zurückzuziehen. Es müsse irgenb ein Aberglaube dahinter stecken, denn unter normalen Umständen mit gesundem Menschenverstand sei so etwas unverständlich.

Als ich meiner Frau die dreimonatlichen Ertragnisse ihrer Wittgift vorrechnete, sprach sie:

„Ich hab' mir's gleich gedacht. Der Vater hat mehr Verstand, als Du oder jemand anderer glauben würde. Ich könnte meinen Kopf wetten, daß er die Gäste von dort verschreckt. Oh, ich kenne meinen Vater!“

Am anderen Tag ließ ich einen guten Freund in die

Wirthsstube sehen, damit er ein wenig beobachte und mich dann aufkläre.

Der Freund trank dort den ganzen Tag Bier, beobachtete alles genau und erklärte mir sodann, daß der Alte ein schlauer Fuchs sei. Die meine Mitgift bildenden drei Tische ließ er gar nicht decken, er schob sie sogar ein wenig auseinander, und wenn sich ein Gast dennoch dahin wandte, ließ er ihm nach und lockte ihn auf einen anderen Platz.

Meine Frau, die das Vorgehen ihres Vaters nicht überraschte, rieth mir, meine bewußte Ehrenstellung einzunehmen und von sechs Uhr Nachmittags anfangen bis zu zehn Uhr Abends im Wirthshause zu functioniren. Dort müsse ich mich immer in der Nähe der Thüre aufhalten und wenn ein Gast eintritt, ihn sofort zu den Mitgifttischen complimentiren. Und nachdem der Alte nicht sehr liebenswürdig sei, werde ich große Erfolge erzielen.

Als ich so gegen sechs Uhr ins Geschäft trat, überzeugte ich mich sofort davon, daß meine Mitgift sich im dunklen und ungedeckten Zustande befinde. Und nachdem die Situation so war, sah ich mit stillem Vorwurf meinen Schwiegervater an, der mich verstand und zu lärmern begann.

„Na, warum haben Sie nicht jene Tische in Ordnung gebracht? Na warum brennt denn dort das Gas nicht? Wenn der Mensch sich nicht um alles umschaut, ist nichts in Ordnung. Eins, zwei, sonst gibts Prügel! Und als Draufgabe noch anständiger“, rief er, aber man sah es ihm an, daß er das nicht in besonders guter Laune that.

Gleichzeitig begann ich meine Rolle als Geschäftsführer zu spielen und zwar mit ziemlich großem Erfolge, denn nach einer Stunde war jede einzelne Mitgift meiner Frau voll besetzt, noch dazu von Herren, die das Bier in Doppelstern verlangten und um die Wette tranken.

Die gute warme und freundliche Ecke in ihrer mildesten Beleuchtung lud sie ein, lange zu bleiben und ruhig zu lumpen, was bis in die Nacht dauerte. Ich natürlich befand mich in ihrer Nähe, immer aufmerksam und ergeben, im Gegensatz zu meinem Schwiegervater, der saure Gesichtser schnitt. Ich controlirte dann die Rechnung des Zahlknebers und als ich nach Hause ging, hatte ich eilfzig dreißig Gulden Mitgift in meiner Tasche.

An den folgenden Tagen ging die Geschichte wieder so, zur großen Erbitterung meines Schwiegervaters, der schändernd gewahrte, daß sich auf jenen drei Tischen die besten Stammgäste sammelten, die bisher in anderen Theilen des Locales getrunken hatten. Aber der alte konnte nicht länger als acht Tage unsrem Glück zuschauen. Am neunten Tage — es war sehr kalt, — war das obere kleine Fenster gebrochen, welches in unsere Ecke mündete. Und durch das gebrochene, schlecht gestopfte Fenster kam ein so unfreundlicher Zug, daß meine Stammgäste erschreckt in eine andere Ecke flüchteten, wo mein Schwiegervater sie mit großer Ergebenheit begrüßte.

Das Fenster ließ er zwar bald wieder herstellen, aber gleichzeitig hatte er einen neuen schlauen Kniff erfunden. Er sah mich lächelnd an, als ich die Gäste zu den Mitgifttischen führte und er lächelte auch dann noch. Besonders aber als meine Gäste Gesichter schnitten, zu dem Bier, das warm war und auch bitter und das die Kellner sehr langsam herbeischleppten. Ich bemerkte

erst ein bißchen spät dies Attentat, aber ich war mit dem Ertragniß dennoch zufrieden, denn im letzten Moment bediente ich die Gäste und machte die böswilligen Versäumnisse der Kellner wieder gut. Dadurch besänftigt, tranken die Herren nur noch mehr. Da lächelte der alte nicht mehr, war auch nicht mehr so gut gelaunt, demzufolge ich zu lächeln begann.

Alles dies kostete mich viel Mühe, aber schon aus Trost gab ich den Kampf nicht auf, zu dem mich meine Gattin immerwährend anspornte. Meine theure Seele kam selber und befiel ihren Vater im Auge, um mich dann entsprechend zu informiren, denn die Gefahr lauerte immer um die Mitgift herum.

Einige Tage darauf, als ich etwas vor sechs Uhr ins Geschäft trat, erwartete mich dort eine große Überraschung. An unseren drei Tischen saßen allerdings Gäste. An jedem einer. Am ersten saß ein schlecht genährter und sehr mürrisch dreinschender Dienstmann, der Bier trank und eine Virginia rauchte. Beim zweiten ein sehr corpulenter Fleischhauerbursche, vor dem zwei Deci Wein standen, und der einen Stock so in der Hand hielt, als ob er dreinschlagen wollte. Den dritten Tisch hielt ein stark hustender, ziemlich schäbiger alter Herr, dessen Gesellschaft Niemandem wünschenswerth erscheinen konnte.

Mein Schwiegervater, der in der Ecke stand, machte ein sehr befriedigtes Gesicht, er unterdrückte nur mit Mühe sein höhnisches Lächeln, während meine Gattin mich mit großer Traurigkeit ansah. Aber an meiner Lage war nichts zu ändern, denn diese drei abschreckenden Gestalten wollten sich nicht entfernen, trotzdem ich jedem drei Silbergulden anbot. Melancholisch pilgerten wir also nach Hause, darin übereinstimmend, daß wir am nächsten Tage etwas Aehnliches in Scene setzen wollten, was auch geschah. Demzufolge sah an jedem Tische des Locals je eine verdächtige Gestalt breit machte. Die eintretenden Gäste lehnten natürlich alle um, und so zahlte an diesem Tage mein Schwiegervater auf das Geschäft drauf. Gleichzeitig aber bekam er auch eine heftige Angst, woraus dann resultirte, daß wir uns ausglich und er mich statt der drei Tische als stillen Gesellschafter in die Firma nahm.



Ein Geniestreich.

Humoreske von Fr. Ferd. Tamborini.

(Nachdruck verboten.)

Der Herr Lehrer, Kantor, Küster und Organist Friedrich Bartels zu D. . . Stadt hatte Besuch erhalten, und zwar sehr musikalischen Besuch. Sein Vetter Lothar, ein virtuoser Violinkünstler, hatte das kleine, weit von dem Beltsstraßenverkehr abgelegene Städtchen zur Erholung ausgewählt, deren er von den letzten arbeitsreichen Monaten, die er zu einer künstlerischen Tournee ausgenutzt hatte, dringend bedürftig war. Lange Jahre hatten sich die indeß zu Männern herangereiften Verwandten nicht gesehen, und da gab's viel zu erzählen und viel zu musciren, denn auch der Jugendbildner war auf musikalischem Gebiete kein Stümper — wenngleich hier seine Fähigkeiten nicht voll zur Entwicklung gebracht worden waren, so konnte er doch immerhin als passabler Klavier- und Orgelspieler gelten, der besonders auf ersterem Instrumente als Accompagnateur seinen Mann stellte.

Better Lothar war ein zu Scherzen aufgelegter Mann; ihm saß — wie man zu sagen pflegt — der Schelm im Nacken und manchen lustigen Schwank hatte er schon den D... städtlern vorgeführt. Die durch seine Streiche in Mitleidenschaft Gezogenen vergaben ihm aber gern, wenn des Abends aus den alleinstehenden Kantorenhäuse die Töne eines Violoncellenconcertes oder eines Beethoven'schen Adagio's hervordrang. Vergeben und vergessen war der lichte „Ull“, und nur Staunen und Verwunderung malte sich auf den Gesichtern der heimlichen Lauscher.

Eines Streiches des Virtuosen sei hier Erwähnung gethan, der den biedereren „Better Kantor“ beinahe um Amt und Würden gebracht hätte. — Wir finden die beiden Bettern, die bei schönem Wetter weitere Spaziergänge in die Umgegend unternahmen — vorausgesetzt, daß Friedrich Bartels einen schulfreien Nachmittag hatte — auf dem holperigen Wege, der zu dem etwa zwei Stunden entfernten Kirchdorfe N... heim führt. Man hatte sich gleich nach der Mittagcollation auf den Weg gemacht, und Friedrich erzählte seinem Better gerade von der ängstlichen Natur des Kollegen Dänner, der in jenem Dorfe, dem sie zuschritten, stationirt sei. Er lasse sich durch die geringfügigsten Anlässe in's Wochshorn jagen und habe durch seine Ängstlichkeit schon manche Veranlassung zu heiteren Scenen gegeben. Nebenbei bemerkte er aber, daß Dänner ein außerordentlich pflichttreuer und gewandter Lehrer sei. So ängstige ihn, der sich vor keiner Revision zu fürchten habe, jetzt der vor einigen Wochen neuernannte junge Schulrath Pietsch in der Regierungshauptstadt K., der doch gewiß in Nähe zu seiner Information eine Revisionsreise unternehmen werde.

„Kennt denn Dein Kollege Dänner den neuen Rath?“ frug Lothar im Weiterstreiten. Als jener verneinte, fuhr er fort: „Wohl, dann giebt's einen Hauptpaß!“ Er entwarf nun Friedrich seinen Plan, welchen jener, obwohl anfänglich widerstrebend, billigte. Es war ja nur ein „harmloser Scherz“, den der ältere Kollege Dänner gewiß nicht böse deuten konnte.

Wohlgemuth rückten die Beiden in N... heim ein, aus dessen Schule ihnen lauter einstimmiger Gesang entgegen schallte:

„Ich bin der Schulrath Pietsch aus K.“ — so redete Lothar den beim Eintritt der beiden Herren in das Schulhaus aus dem Klassenzimmer ihnen entgegenkommenden Lehrer Dänner an, der ehrerbietig eine tiefe Verbeugung machte. „Ich habe,“ fuhr Lothar fort, „die Schule zu D... städt revidirt und komme nun zum gleichen Zwecke in Begleitung Ihres Kollegen zu Fuß die kurze Strecke hierher, da ich des Fahrens bei meinen Revisionsreisen müde geworden bin — doch, apropos, wie lange befinden Sie sich auf dieser Stelle?“

Dänner entgegnete mit etwas zitternder Stimme: „Zwanzig Jahre bekleide ich hier das Amt.“

„Um hm, zwanzig Jahre! — und wie viel Einkommen?“

„Meine Einnahmen belaufen sich außer freier Wohnung und sechs Morgen Ackerung auf jährlich 600 Mark.“

„So,“ meinte der Pseudoschulrath, „600 Mark, ein anständiges Einkommen, also eine gut dotirte Stelle — und dabei hört man von den Herren nichts wie Klagen über zu niedriges Gehalt. Sie müssen doch bei solcher Einnahme ziemliche Ersparnisse machen, Herr Dänner?“

„Es reicht eben gerade aus, Herr Rath,“ wagte der eingeschüchterte Mann zu entgegnen. „Wenn man Frau und sechs Kinder zu ernähren hat, will's mit dem Spaten nicht besonders gehen.“

Stirnrunzelnd sagte der Schulrath: „Also schon verheirathet; — ich bin kein Liebhaber des Heirathens in solch jugendlichem Alter. Wie alt sind Sie?“

„Fünfundvierzig Jahre,“ stotterte Dänner.

„Dies wäre ungefähr das Alter, in welchem Sie au's Heirathen denken könnten. So aber ist durch die frühe Heirath und die eigenen Kinder schon das Interesse von der Erziehung fremder Kinder abgelenkt. Die Gemeinde wirft das viele Geld für solche halbtuglichen Lehrkräfte zum Fenster hinaus — und dieses Geld ist doch der Schweiß des Landmannes.“

Der arme Dänner war abwechselnd blaß und roth geworden, dieser Ueberfall war doch zu unerwartet gekommen, und die Angst trieb ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirn, die er mit seinem Taschentuche, mochte es nun gehen wie es wolle, jetzt entfernen mußte. Er zog demnach aus den tiefen Taschen seines abgetragenen Schulrodes die unмы, beheliche Rasenserviette, und beim Entrollen derselben, fiel eine monströse Schnupftabaksdose zur Erde.

„Ich glaube gar, Sie schnupfen!“ rief erstaunt der Herr Rath, „einen Tabaksgernuch glaubte ich auch beim Eintritt ins Haus schon wahrgenommen zu haben — schnupfen und rauchen Sie?“

„Nur ab und zu,“ wagte der vollständig zerknirschte Magister zu lächeln.

„Also um einem Dorfschulmeister Gaumen und Nase zu reizen,“ zeterete der Schulrath, „müssen in der Tropenhitze von Havanna Tausende Sklaven auf den Tabaksfeldern ihre Gesundheit opfern! Denken Sie auch an die verletzende Gerechtigkeit?“

Dem armen Sünder vergingen die Sinne, er hatte garnicht bedacht, daß er nach der Seite hin so arge Vergehungen beging, und leise kam es aus seiner Brust hervor: „Ich habe, geehrter Herr Rath, nie Havanna-Cigarren geraucht, sondern nur einheimisches Kraut — vier Stück zu zehn Pfennige, die reinsten Pfälzer.“

„Beskönigen wollen Sie Ihre Paster noch?“ unterbrach ihn der erzürnte Rath. „Es ist ein Leichtes, der Bauern sauer erlöhntes Verdienst in blauem Dunst zu verpuffen. Ich werde auf Sie in Zukunft ein besonders wachsam Auge haben.“

Stren Einwand Dänner's wies er mit einem donnernden: „Haben Sie noch etwas zu sagen, dann später!“ zurück.

Man hatte das Schulzimmer betreten, Bartels wollte sich zu wiederholten Malen, um den Schein der Wirklichkeit zu erhöhen, zurückziehen, wurde aber stets durch einen Wink des Rathes zum Bleiben veranlaßt — somit wurde er gezwungen, mit einzutreten und bei der Gelegenheit flüsterte er dem fassungslosen Kollegen zu: „Schweigen Sie um alles in der Welt, der Schulrath kennt sich nicht in seinem Jorne.“

Die erste Frage vor versammelter Jugend war: „Womit beschäftigen Sie sich eben?“

„Mit Singen“ — sagte der nun gänzlich Fassungslose, auf die auf dem Pulte liegende Geige deutend.

„Was können denn die Kinder singen?“

„Guter Mond, du gehst so stille.“

„Auch gold'ne Abendsonne?“ — frug der Herr Rath Stirnrunzelnd.

„Ich werde es noch nächstens einüben,“ gab Dänner zurüd.

„Noch nächstens einüben?“ rief der Rath erstaunt. „Also es fehlt Ihnen gänzlich das Verständniß für die richtige Reihenfolge: erst kommt die Sonne und dann doch erst der Mond, Sie, Sie —, doch weiter: Wie machen Sie es, wenn Sie ein Lied einüben?“

Dänner gab seine Weisheit ab und als er bei der Explication so weit geblieben war, daß er den Kindern erst die Melodie auf der Violine vorspielte, sagte der Rath: „Bitte, thun Sie das mit dem Liede: Goldene Abendsonne.“

Mitten in der Wiedergabe der Melodie unterbrach ihn der Rath, sich die Ohren zuhalten: „Hören Sie auf, hören Sie auf! Dieser fadenförmige, dünne unreine Ton muß ja die natürliche Gehörsempfindung der Kinder beeinträchtigen.“

Dänner erlaubte sich zu bemerken, daß ihm aus der Gemeinderasse nur ein ganz billiges Instrument — 9 Mark für Geige, Kasten und Bogen — bewilligt worden sei und daß man darauf wirklich keine größere Wirkung erzielen könne.

„Natürlich,“ meinte der Rath ironisch, „nicht Ihre mangelhafte Ausbildung, sondern das Instrument der knickerigen Bauern ist daran Schuld! — Zeigen Sie einmal her.“

Er entnahm den zitternden Händen des Geängstigten, dem es unbegreiflich war, daß ein Schulrath Violine spielen konnte und wollte, das Instrument, stimmte es und ließ es mit breitem, tadellosem Bogenstrich das Scherbert-Wilhelm'sche „Ave Maria“ erklingen, in Octaven, Terzen und Sexten, daß den Bauernjungen, die mit geöffneten Spreckwerkzeugen dasahen, und auch Dänner — der aus einer Verwunderung und Ueberraschung in die andere fiel — fast die Sinne vergingen. Als Vothar geendet, sagte er milde: „Sehen Sie, Herr Dänner, so wird's gemacht, aber Ihre Ausbildung ist eine zu mangelhafte — ich werde mir das merken. Nun zum Rechnen. Rechnen ist eine große Kunst, in welche Sie, wie wir vorher gesehen haben, nicht besonders tief eingebrungen sind. Wer in progressiver Stufenfolge in die höchsten Formen der Geometrie und der logarithmischen Gleichungen eingebrungen ist, wer sphärische Trigonometrie und Algebra kennt, dem ist alles andere menschliche Wissen cubisch-mathematischer Bildsinn.“

(Schluß folgt.)

Allelei Humoristisches.

Ein Sohn der Zeit.

„Was fängst Du an, wenn Du fertig bist mit Studiren?“

„O, ich lasse meinen Vater noch einige Jahre arbeiten, dann setze ich mich zur Ruhe und werde Rentier!“

Naturwissenschaftliches.

Lehrer (zum kleinen Jacob): „Kannst Du mir etwas über das Wasser sagen?“

Jacob: „Wasser ist e' Flüssigkeit, wo, wenn ma' d' Händ' hereingibt, werd's schmutzig!“

Gutes Zeugniß.

„Glauben Sie, Frau Doctor, daß die junge Müller in unsern Kreis paßt?“

„Ganz gewiß, Frau Rätin! Sie hätten nur hören sollen, was Die mir neulich Alles von Ihnen erzählt hat!“

Humor des Auslandes

In der „Mündener Jugend“.

Herr A. (zu einem Musik-Kritiker): „Meine Tochter ist eine vielversprechende Sängerin — nicht wahr, Herr Professor? Was soll sie also zunächst thun?“

A.: „Du, thue mir den Gefallen und leihe mir 9 Lire.“

B.: „Ich habe nur sechs.“

A.: „Gib sie her; Du schuldest mir dann noch drei.“

Professor: „Was ist ein musikalisches Intervall?“

Schüler: „Die Zeit, während welcher man bei einem Concert Erfrischungen zu sich nehmen kann.“

Fischen (als ihr „Fido“ von der Strand-Promenade in die Meeresbrandung springt): „Sag', mal, Papa, ist der „Fido“ jetzt eigentlich ein Seehund?“

Ein Einbrecher war ins Schlafzimmer eingebrungen. Er zündete seine Laterne an und hielt Umschau. Plötzlich erwacht der Bewohner:

„Sagen Sie mir doch, Herr Einbrecher, . . .“

Einbrecher (ihm den Revolver unter die Nase haltend): „Noch ein Wort und Sie sind ein Kind des Todes!“

Bewohner: „Entschuldigen Sie, ich habe nicht im Sinne, schon jetzt ein Engel zu werden. Ich möchte nur wissen, wo ich für mein Bicycle eine Laterne wie die Ihrige kaufen kann. Es ist die beste, die ich je gesehen habe.“

Sonntagsjäger (der einen capriolenschlagenden Hasen viermal gefehlt, schleudert zornig das Gewehr nach dem ruhig dasitzenden Wilde): „Versuchtes Vieh, bring Dich meinethwegen selbst um. Ich hab's satt.“

Er: „Wollen wir nicht heute Abend ins Sommertheater gehen, Schatz?“

Sie: „Aber Herz, ich kann doch das Baby nicht allein lassen.“

Er: „Um — weißt Du, was wir das thun? Ich werd' ein bißchen allein hingehen.“

Bei Smith's gab es neulich bei Tische einen lebhaften Disput über die Frauenfrage, und mehrere der geladenen Damen sprachen sich sehr emphatisch dahin aus, daß den Frauen völlige Gleichberechtigung mit den Männern gebühre.

Die kleine fünfjährige Elise Smith hatte verwundert alles mit angehört, dann wandte sie sich zu ihrer Mama und fragte über den ganzen Tisch weg mit Trompetersstimme:

„Nicht wahr, Mama, dann würde ich zwei Papas und keine Mama mehr haben?“

Hausfrau: „Kathi, hast Du meinen Brief besorgt?“

Kathi: „Ja, gnädige Frau, aber ich hab' ihn zuerst wiegen lassen, und weil er doppeltes Gewicht hatte, hab' ich noch eine Marke draufgepappt.“

Hausfrau: „Schön; aber Du wirst doch nicht die zweite Marke so aufgeklebt haben, daß sie die Adresse verdeckte?“

Kathi: „Oh nein, gnädige Frau! Ich hab' schon Obacht gegeben — ich hab' sie genau auf die andere gepappt.“

Bei einem Maskenball begehrten zwei nicht kostümirte Damen Einlaß. „Was stellen Sie vor?“ fragte der Portier.

„Wir haben keine Kostüme.“

„Zwei Damen ohne irgend ein Costüm!“ — meldete der Portier mit Donnerstimme, als er die Saalthüre öffnete.

Mr. Smith: „Hallo! Lange nicht gesehen! Wie geht es denn?“

Mr. Brown: „O, ganz famos! Ich habe jetzt ein eigenes Geschäft angefangen.“

Mr. Smith: „So — welche Art Bicycle verkaufen Sie dann?“

Die Kunst geht nach Brot.

Theater-Direktor: „Sie wollen also heut' als Gast den „Barbier von Sevilla“ singen. Was beanspruchen Sie?“

Sänger: „1000 Mk.“

Direktor: „Das ist mir zu viel.“

Sänger: „Erlauben Sie, ich trage nur der allgemeinen Lohnbewegung der Barbier Rechnung.“